

PER J. ANDERSSON

Vom Schweden,
der die Welt einfing
und in seinem Rucksack
nach Hause brachte

REISEN IN DIE FERNE UND
ZU SICH SELBST



C·H·Beck

*Er geht, so weit die Straßen führen,
er hat die Sehnsucht und das Drängen im Blut.
Und wenn die Sonne scheint,
ihn der Wahnsinn treibt,
das gibt ihm seinen Mut.
Er will frei sein wie ein Vogel,
frei wie ein Vogel.*

Nach zwei Weltkriegen mit strengen Restriktionen war das Gefühl des Eingeschlossenseins in der Mittel- und Oberschicht ungeheuer. Gleichzeitig wuchs der Wohlstand, die Arbeitszeiten wurden kürzer und man bekam mehr Urlaub. Viele Westeuropäer und Nordamerikaner begnügten sich nicht mit ein paar Wochen Ferien zum Stillsitzen, sondern träumten davon, die Welt der Sesshaften zu verlassen, sich frei zu machen, drop out, wie man in den USA sagte, was bedeutete, dass man Landstreicher spielte, romantische Nomaden-Gedanken hegte, um Lagerfeuer in den Wüsten Afrikas und Asiens hockte, Geschichten von der Straße erzählte und über das durchgeplante Leben der Sesshaften philosophierte, das so voller trister Wiederholungen war. So begann das Vagabundenleben der wachsenden westlichen Mittelklasse.

Erst kam die Beatgeneration, die, vom Debutroman des Schriftstellers Jack Kerouac «On the Road» inspiriert, auf dem amerikanischen Kontinent herumreiste, Bebop hörte, Auto und Bus fuhr, trampete und Hobo spielte, indem sie als blinder Passagier auf Güterwagen durch die öde Landschaft von Utah, Arizona und Colorado nach Westen reiste. Dann kamen die Hippies, die gegen Krieg und Kommunismus protestierten und über den «Hippietrail» auf dem Landweg von Europa nach Asien fuhren. Erst dann folgten all die anderen. Die Rucksacktouristen, die Interrailer, die Reisenden per Schiff und per Flugzeug. Was einst der einzige Ausweg für die Armen und Ausgestoßenen gewesen war, wurde nun zur selbstgewählten Freiheit der Reichen. Und ich war einer von ihnen.

Es ist meine erste Reise auf eigene Faust. Ich liege mit meinem winzigen Rucksack aus blauem Segeltuch und einer knappen Reisekasse von ein paar wenigen Reiseschecks und einigen eingetauschten Schekel auf einer Wiese in einem Park in Jerusalem und knabbe an einer Gurke, weil mein Budget kein Mittagessen in einem Restaurant erlaubt. Heute Abend mit Schlafsack in einem Saal in der Jugendherberge, morgen mit ein paar anderen Trampnern um ein Feuer an einem Strand, nächste Woche mit einem Bus durch die Wüste nach Kairo. Dazu das leise brodelnde Glücksgefühl, (fast) pleite und (fast) frei wie ein Vogel und (vollkommen) von dem Empfinden erfüllt zu sein, dass die Welt so viel mehr zu bieten hat als schwedische Reihenhaussiedlungen mit Fingerstrauch und

Hagebuttenhecken.

Was ich damals nicht begriff, war, dass ein Zuhause und ein Notausgang aus dem Reisen die Voraussetzung für mein Vagabundenglück waren. Ich konnte jederzeit mein Landstreicherleben abbrechen und mich nach Hause zurückbegeben, zu Mama, Papa und dem Wohlstand. Das, was für andere eine alltägliche Überlebensstrategie war, war für mich und die anderen Freizeitvagabunden nur ein Spiel.

Im Film «Wild» von 2014 gibt es eine Szene, in der die Hauptdarstellerin Reese Witherspoon in ihren teuren Wanderschuhen am Straßenrand steht und trampelt. Ein Auto hält an, ein Reporter der «Hobo Times» (die Landstreicher-Nachrichten) springt heraus und beginnt Fragen darüber zu stellen, wie es sich anfühlt, obdachlos zu sein.

«So ein Landstreicher bin ich nicht», unterbricht sie ihn barsch. «Ich bin freiwillig hier draußen und wandere den Pacific Crest Trail.»

Doch der Reporter kann seine vorgefasste Meinung nicht ablegen: Sie muss zu den Ausgestoßenen der Gesellschaft gehören. Jemand, der in den USA freiwillig aus dem Auto steigt und anfängt zu laufen, muss sich in Not befinden. Oder aus dem Gefängnis entflohen oder auf Einbruchstour sein. In den USA allgemein und in der Landschaft der gated communities von Kalifornien im Besonderen sind Fußgänger per definitionem sozial missraten und stets verdächtig, kriminell zu sein.

Der Film geht auf das Buch zurück, das die Amerikanerin Cheryl Strayed über ihr eigenes Leben geschrieben hat. Als sie zweiundzwanzig Jahre alt war, zerfiel ihr bisheriges Leben, als ihre junge Mutter an Krebs starb und die Familie auseinanderbrach. Cheryl floh vor dem Alltag und vor ihrem Mann, indem sie mit verschiedenen Männern manische Liebesbeziehungen einging. Einer von ihnen nahm Drogen, und bald war auch Cheryl heroinabhängig. Sie verlor alles, dazu auch ihr Selbstvertrauen, die Richtung und den Sinn ihres Lebens. Dann begab sie sich als eine Art Therapie gegen die Selbstverachtung allein auf eine dreimonatige Wanderung von Mexiko zur kanadischen Grenze.

Einsam durch Schnee und Wüsten in zu kleinen Wanderschuhen und mit einem zu schweren Rucksack beging sie alle Fehler, die ein Wanderer machen kann, doch sie lernte aus den Missgeschicken und fing am Ende an, sich selbst zu achten. Heute ist sie wieder sesshaft, mit Mann und Kindern.

Cheryl hat sich selbst gerettet, indem sie für eine Zeit lang in ihrem Leben Vagabundin wurde. Das Wort stammt von dem lateinischen Adjektiv vagabundus, das «geneigt zu wandern» heißt, was wiederum von dem Verb vagor, «zu wandern», kommt. Das Vagabundieren musste nicht immer nur eine Flucht vor Armut und Unterdrückung sein, es konnte auch die Suche nach geistiger Erhöhung darstellen – was wiederum an Cheryl Strayed's therapeutische Wanderung auf dem

Pacific Crest Trail erinnert.

Der geistige Aspekt des Wanderns hat eine lange Geschichte. Jesus fordert seine Anhänger auf, alle ihre Habseligkeiten wegzugeben und Wanderer zu werden. In Asien gilt das Wandern als eine der besten religiösen Handlungen. Buddhas Anhänger und die Sadhus des Hinduismus geben das Weltliche auf und verlassen ihr Zuhause, um zur geistigen Erleuchtung zu wandern. Dieselbe rituelle Wanderlust findet man in den großen Weltreligionen. Christliche, jüdische, muslimische und zoroastrische Prediger mit ihren Wurzeln im Herzland des Nomadentums, den Wüsten des Nahen Ostens, haben die Herdenmetaphern benutzt und die Pilgerwanderung gepredigt. Der St. Olavsweg zum Nidarosdom in Trondheim, der Jakobsweg zum Grab des Apostels Jakob in Santiago de Compostela, die Wallfahrt der Hindu zum Kumbh Mela und die Reise der Muslime zum Kaaba-Schrein in Mekka – das alles ist eine Therapie zur Linderung der Plagen der Sesshaften und eine rituelle Wiederholung der Wanderungen der Nomaden.

Das Wandern des Nomadenlebens scheint noch in unseren Genen zu liegen. Harry Martinson glaubte das jedenfalls. Jahrtausendlang habe der Mensch seinen Hang zum Nomadentum verdrängt, so schrieb er, als er nach ein paar Jahren des Herumreisens als Matrose auf Schiffen, die auf den Handelsrouten nach Asien und Südamerika fuhren, zurückkehrte. Und dann: «Wie Brauereipferde stampfen die Menschen auf ihren Ackerstückchen über die ganze Welt», schrieb er und wurde von seinen Kritikern dafür verhöhnt.

Harry Martinson meinte nicht nur die klassenlose Gesellschaft am Horizont erkennen zu können, sondern auch die nomadisierende Gesellschaft. Er sah die Menschen in ständiger freiwilliger Bewegung. «Das Utopia, das ich sehe: ist das dynamisch organisierte Nomadenleben auf der Erde, das Menschenprojekt des Wandels. Ziel dieser Entwicklung wird das geistig und emotional universale Individuum sein.»

In seinem Manifest über den Weltnomaden, das 1931 in der «Stockholms-Tidningen» und in dem Buch *Resor utan mål* («Reisen ohne Ziel») veröffentlicht wurde, sah er vielversprechende Anzeichen in der Sowjetunion: «Auf den Riesenfarmen in Russlands neuem Kollektivackerbau ziehen die Arbeiter während der Ernte in riesigen Zelten auf den von Getreide sirrenden Steppen umher.» Zuversichtlich fasste er seine revolutionäre Vision darin zusammen, dass alle Kulturen nur Etappen auf dem Weg zum Höchsten seien, wenn alle Einwohner der Erde Weltnomaden geworden seien. «Gib uns Wahrheit und Weitblick. Lass uns unser Vaganten-Lied einstimmig singen. Wir haben die ersten Signale vernommen. Wir sind auf dem Weg. Der Zug geht – in die Zukunft.»

Ein Volk, das ständig in Bewegung ist. Eine Welt ohne Grenzen. Warum kommt uns diese Utopie so verlockend vor? Vielleicht, weil sie eine Utopie ist und nicht

mehr? Im 19. und im 20. Jahrhundert war Kosmopolit ein Begriff, der für diejenigen verwendet wurde, die keine Heimat hatten. Und für diejenigen, die sich nach einer Welt sehnten, in der die Nationalstaaten abgeschafft sind.

In den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg war das kaiserliche Wien die kosmopolitischste Stadt Europas, in der verschiedene europäische Kulturen Seite an Seite leben konnten. Zuvor in der Geschichte haben wir strikte Regeln gehabt, die die Bewegungsfreiheit einschränkten, sowohl was Vergnügungsreisen als auch was Ein- und Auswanderung anging. Als Schwede brauchte man lange für Auslands- wie für Inlandsreisen einen von der Heimatgemeinde ausgestellten Pass oder Passierschein. Doch 1860 führten Schweden und mehrere andere europäische Länder die Passfreiheit ein. Danach durften wir in unserem Teil der Erde – abgesehen von Russland – frei herumreisen. Der Mensch sollte die Möglichkeit haben, sich ein besseres Leben zu suchen, argumentierte man, auch wenn Ausländer in Schweden immer noch eine Genehmigung brauchten, um ein Geschäft aufmachen zu können, und auch wenn Landstreicher, also Reisende ohne Geld und Ressourcen, immer noch gefangen genommen und ausgewiesen werden konnten. Hatte man aber Geld, dann konnte die Bildungsreise ohne Pass durch ganz Europa gehen.

Doch unter der Oberfläche wuchs die Idee von einem Land, einem Volk und einer Sprache heran. Die nationalen Vorstellungen gingen davon aus, dass die Gesellschaft dasselbe war wie ein Nationalstaat. Das kosmopolitische Kaiserreich von Habsburg knarrte in den Fugen, während im Nachbarland Deutschland der Nationalismus wuchs und immer mehr Leute meinten, dass die Menschen durch Erde und Blut vereint wären und nicht durch Ideen und Kultur. Heinrich Heine stellte 1856, kurz vor seinem Tod, fest, dass das Herz des Deutschen «... enger wird, dass es sich zusammenzieht wie Leder in der Kälte, dass er das Fremdländische hasst, dass er nicht mehr Weltbürger, nicht mehr Europäer, sondern nur ein enger Deutscher sein will.»

Heine sollte recht behalten. Nach ihm kamen der Krieg, das Stahlbad, die Zäune und die Mauern. 1917 führte Schweden wieder Pass- und Visumzwang ein, dasselbe geschah in den anderen Ländern Europas. Viele meinten wohl, dass es sich nur um eine vorübergehende Maßnahme als Folge des Krieges handele, dass die lästigen Pässe bald wieder verschwunden sein und die Grenzen geöffnet würden. Doch es wurde niemals mehr wie zuvor.

Im nationalsozialistischen Deutschland als Kosmopolit bezeichnet zu werden, war ein Todesurteil. Alle, die Opfer des systematischen Massenmordes wurden, hatten den Namen Kosmopolit bekommen. Die Nazis sagten Juden, meinten aber Kosmopoliten. Die Stalinisten sagten Kosmopoliten, meinten aber Juden. Beide bezogen sich damit auf Menschen, die angeblich zu einer anderen Gemeinschaft als der nationalen gehörten. Auch Roma und reisendes Volk gehörten dazu,

Menschen, die sich mal im einen, mal im anderen Land aufhielten, die hie und da Sitten mitnahmen und keine eindeutig zuzuordnende Loyalität zu nationalen Gruppen hatten, sondern vielmehr Empathie für Menschen auf der anderen Seite der Grenze zeigten. Womöglich waren sie sogar mit dem Feind verwandt. Kurz gesagt: Das waren unzuverlässige Gestalten in einem Land, das seinen Bürgern Gehorsam gegenüber Nation und Armee abverlangte. Diese verdammten Weltbürger könnten ja auf die Idee kommen, zu zögern, wenn sie den Befehl bekämen, einen Menschen mit einer anderen Nationalität zu erschießen.

Der deutsche Soziologe Ulrich Beck schrieb in seinem Buch «Der kosmopolitische Blick oder: Krieg ist Frieden» (2005), man habe Kosmopoliten als irgendetwas zwischen «Menschen ohne Wurzeln, Feinden und Insekten, die man vertreiben, verbannen und vernichten kann oder sogar muss», betrachtet. Die Nobelpreisträgerin Nelly Sachs, deren Bücher 1933 verbrannt wurden, und die einige Jahre später nach Schweden floh, konstatierte mit klarem Blick: «An Stelle von Heimat halte ich die Verwandlungen der Welt.» Wer würde es wagen, so etwas im heutigen Europa zu rufen, wo wir oft eher zu hören bekommen: «Das ist unser Zuhause! Riegelt die Grenzen ab! Geht dahin zurück, wo ihr hergekommen seid!»

Ist in einer ungleichen und ungerechten Welt die Idee von einer Weltbürgerschaft nicht ein wenig utopisch? Würde das in der Praxis funktionieren? Würden sich die Menschen nicht verloren fühlen? Würde nicht Chaos entstehen? Der deutsche Schriftsteller und Dramatiker Heinrich Laube, der wegen seiner Kritik an der deutschen Eingeschränktheit Mitte des 19. Jahrhunderts mehrfach im Gefängnis saß, stellte düster fest: «Der Patriotismus ist einseitig und klein, aber er ist praktisch, nützlich, gibt Ruhe und Freude. Der Kosmopolitismus ist herrlich, großartig, aber fast zu groß für einen Menschen.» Ulrich Beck konnte da hundert Jahre später nur zustimmen: Das Heimatland habe trotz allem noch einen therapeutischen Wert, während das Kosmopolitische in die Verlorenheit führen könne.

Trotzdem meinte Ulrich Beck, es gebe heute Zeichen dafür, dass der Nationalismus schwächer würde und das Kosmopolitische wieder zu wachsen begägne, und dachte dabei an den Irakkrieg zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Dieser Krieg sei der erste gewesen, der als ein Geschehnis «in der Innenpolitik der Welt» betrachtet worden sei. Die Empathie für Kriegsoffer und Flüchtlinge sei nicht länger von nationalen Grenzen eingeschränkt worden. «Wenn man sich aus einer kosmopolitischen Perspektive fragt, woher der globale Protest gegen den Krieg im Irak in vielen Großstädten der Welt Nahrung bekam, stößt man auf eine kosmopolitische Empathie. Die Demonstrationen wurden von etwas angetrieben, das man eine emotionale Globalisierung nennen könnte.» Das Kosmopolitische, so stellte der deutsche Soziologe fest, sei endlich aus seinem philosophischen